

HERBERT MEIER · ZÜRICH

AN EINEM SOMMERABEND

Über das Inkarnatorische im Gedicht

An einem Sommerabend, im Haus eines benachbarten Freundes, wo sich Bekannte zum Essen eingefunden hatten, fragte ihn jemand, warum er Gedichte schreibe. Er stellte das Weinglas, aus dem er eben trinken wollte, wieder vor sich hin und antwortete, er wisse es nicht, doch habe er die Gewissheit, dass Gedichte notwendig sind.

Das wollte einer von den Gästen, ein ihm nahestehender Mediziner, näher erläutern; worauf der Gedichteschreiber ihn fragte, ob er sich denn noch die Zeit nehme, Gedichte zu lesen. Nein, seit der Schule sei er, wie wohl die meisten hier, kaum mehr dazu gekommen, und damals habe man das Übliche, Klassische, auswendig gelernt, um es dann auf immer zu vergessen. Doch, sagte ein Naturwissenschaftler, er lese ab und zu noch Gedichte, weniger klassische, eher neuere. Aber die meisten der Anwesenden, denke er, seien gezwungen, in der wenigen Zeit, die ihnen zum Lesen noch bleibe, sich mit Fachzeitschriften und Fachbüchern zu beschäftigen. Es sei natürlich nicht dasselbe, sagte der Gedichteschreiber, wissenschaftlich Informatives oder ein Gedicht aufzunehmen. Das sei nun jedem auf den ersten Blick klar, meinte der Gastgeber. «Aber wo liegen die tieferen Unterschiede?» fragte er.

Der Gedichteschreiber erklärte es sich so: Wissenschaftlich Informatives erfasse man mit dem Verstand, und was einer so verstanden habe, könne er auch zusammenfassen; ein Gedicht nicht. Informationen könne man mit ähnlichen Sätzen wie die gelesenen an andere wiedergeben, Gedichte nicht. Gedichte seien nicht auf den lesenden Verstand angewiesen, vielmehr auf die Einbildungskraft, auf jenes affektive Sensorium in uns, das Sprachbilder

HERBERT MEIER, geb. 1928 in Solothurn (Schweiz), Studien in Basel, Wien, Paris, Fribourg. 1954 Uraufführung «Die Barke von Gawdos» am Schauspielhaus Zürich. Seitdem freier Autor und Übersetzer. Schreibt Dramen («Mythenspiel», 1991), Gedichte, Romane, Essays. Träger des Bremer Literaturpreises u.a. Auszeichnungen. Chefdramaturg am Schauspielhaus Zürich 1977-82. Writer in Residence an der University of Southern California in Los Angeles. Übersetzt gemeinsam mit seiner Frau Yvonne Meier-Haas Racine, Molière, Claudel (Der seidene Schuh, Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 2003) u.a.

wahrnehmen und ihnen nachgehen könne, sich führen lasse von ihnen, wohin sie gehen wollen, und nicht der Verstand. Das lyrische Lesen sei in seinen Augen nichts anderes als ein Nachgehen und mutiges Verfolgen der Worte in ihre imaginativen Felder hinein. Lesen sei ein freies inneres Aufbrechen dorthin, wo das Gedicht sich aufhalte – im Mikrokosmos seiner Imaginationen.

Aber er nehme doch an, warf der Naturwissenschaftler ein, solche Imaginationen beruhten auf bestimmten Erfahrungen des Autors. Gewiss, sagte der Gedichteschreiber, und oft seien es nur kleine Erfahrungspartikel, die das Schreiben eines Gedichtes auslösten, wie Impulse. Diese subjektiven Elemente, von denen er manchmal das eine oder andere biographisch datieren könne, würden im poetischen Prozess, im Schreiben selbst absorbiert und hinterließen im Gedicht keine Spuren mehr; und wenn sich noch Spuren fänden, ruhe er nicht, bis sie sich in der Sprache des Gedichts aufgelöst hätten. Wir erleben es immer wieder: Auch die Wörter haben Geschichte; aus ihr übertragen sie Bedeutungen, von denen wir oft nichts mehr ahnen, so sehr sind wir vom Gebrauch der rein informatorischen Sprache geschädigt. Die Sprache selbst aber habe ein langes Gedächtnis. Sie sei ein Generator, der die poetische Energie für das Gedicht erzeuge. Man könne auch sagen, ein Gedicht erzeuge sich selbst, Wort für Wort unter den Augen des Autors. Ein Sprachbild treibe das nächste hervor und so immer weiter, bis sich ein anschauliches, komplexes Gefüge ergebe, nun eben das Gedicht. Für den Lesenden sei ein Gedicht ein vielfarbenes Spektrum, dessen Erscheinungen und Sinnreflexe, die Wörter, wenn er es zulasse, in ihm eine individuelle Spiegelung bildeten. «Mit einem Wort, der Lesende schafft das Gedicht von neuem, er re-kreiert es, und so kann es in ihm neue, ungewusste Bedeutungen und Einsichten erwecken.» Der Lesende mache eine eigene poetische Erfahrung, die er keineswegs vor dem Autor zu rechtfertigen habe. Die Instanz sei das Gedicht selbst. Es sei nicht einem mathematischen Problem vergleichbar, dessen Lösung vorerst nur einer wisse, derjenige, der es gestellt habe. Dass der Lesende sich auf einen re-kreativen Prozess einlasse, sei wichtig. Das lateinische «recreare» meine ja nichts anderes, als etwas von neuem schaffen, es wieder erzeugen. Darin bestehe gleichsam die lyrische Tat, die ein Gedicht vom Leser verlange. Zum andern beschenke es ihn, es belebe seine Imagination; was übrigens das gleiche lateinische Wort in der mediopassiven Form «recreari» ausdrücke; es bedeute bekanntlich: sich erholen und erfrischen, sich neu beleben. Und so sei es auch, man könne sich mit Gedichten neu beleben. Darin sehe er übrigens den sozialen Sinn der Lyrik, in der Re-kreation oder Neubelebung der Einbildungskräfte der anderen.

Das sei ohne Zweifel ein edler Zweck, sagte der Mediziner, aber Gedichte, die sich so hermetisch gäben wie diese hier, erreichten ihn nicht.

Der Arzt hatte, während unser Gedichteschreiber von der poetischen Energie und anderem sprach, zu dem Gedichtbuch gegriffen, das als Gastgeschenk auf dem Tisch lag, und darin flüchtig gelesen. Der theoretische Vers, den der Autor auf die Lyrik mache, helfe ihm nichts, sagte er. Das hier sei ihm unverständlich. Und er schloss das Buch.

«Manche Gedichte lesen sich wie eine Traumschrift», sagte jetzt die Gastgeberin, «und sie verstehen sich wie von selbst.» Manche Träume könne man kaum schildern, geschweige denn erklären, und doch habe man die Gewissheit, etwas Notwendiges, Wichtiges erlebt zu haben. «Ja», sagte der Gedichteschreiber, «Sie sagen es.» Ihm falle es übrigens leichter, ein Gedicht zu schreiben, als sich einen theoretischen Vers darauf zu machen. Nun habe man es von ihm gewünscht, und er habe zu erklären versucht, was jedermann hier wisse: dass es bei Gedichten nicht um ein Verstehen mit dem reinen Verstand gehe, sondern um sprachliche Wahrnehmung, in die man sich einüben könne. Mit schnellen, flüchtigen Leseblicken sei da nichts zu erreichen, und hermetisch verhalte derjenige sich, der das Buch schließe, bevor er sich auf die Gedichte eingelassen habe. Was auf den ersten Blick befremde, könnte sich doch mit der Zeit als etwas Verwandtes erweisen. Es handle sich beim Gedichtelesen eher um Meditation. Er sage es jetzt rundheraus: «Gedichte sind Gegenstände zeitgemäßer Meditation und in diesem Sinn auch zu gebrauchen.»

«Also Gebrauchsgegenstände für den Geist», sagte der Gastgeber. Das alles rieche ihm nach Liturgie, warf der Mediziner ein. «Nein», entgegnete der Gedichteschreiber, «ganz und gar nicht. Liturgische Texte sind eine sprachliche Ausstattung von Riten. Gedichte sind das nicht.» – «Dann vielleicht höhere Freizeitgegenstände?» meinte jemand mit einem kurzen Lachen. «Ja, warum nicht», sagte der Autor, «sagen wir meditative Gegenstände für Zeitnischen in unserem digitalen Alltag», und damit schloss er die definitivische Reihe, nicht ohne ein ironisches Erstaunen über den abgehobenen Satz, den man ihm, wie er fand, zu guter Letzt noch abgezwungen hatte.

Ja, aber, begann ein nebenbei politisch Tätiger, es gebe doch Gedichte und Gedichte. Gewiss, unterbrach ihn der Gedichteschreiber, es gebe vielerlei Arten, wie Vögel. Und der andere fuhr fort, er lese nur Gedichte, die eine gewollte, genau geformte Mitteilung oder Botschaft enthielten, einen Mahnruf, eine gesellschaftliche Forderung. – Jeder schreibe seine Art, jeder lese seine Art, sagte unser Gedichteschreiber und wollte nach seinem Glas greifen. Da wurde er gefragt: «Worin liegt denn nun der gesellschaftlich politische Sinn Ihrer Art?»

«Verzeihn Sie», gab er zur Antwort, «haben Sie zugehört?» und nahm einen Schluck Wein.

Was der Gedichteschreiber an jenem Abend der Gesellschaft nicht verriet, war sein poetologischer Glaube. Bei allem, was er schrieb, empfand

ich, dass für ihn Sprache etwas Gestisches, rhythmisch Gestalthaftes, Inkarnatorisches ist. Doch fällt es auch mir nicht leicht in diesem Augenblick, die tieferen Beweggründe seines Schreibens zu sehen. Ich erinnere mich, dass er mich einmal auf eine Maxime Goethes hinwies, die in dessen Nachlass zu finden sei: «Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst». Natürlich, bemerkte er dann gleich, habe Goethe vermutlich an Raphael, wenn nicht an die unseligen Nazarener seiner Zeit gedacht. In einem andern Sinn aber wirke auf ihn, meinte unser Gedichteschreiber, die Maxime aktuell, wobei er das Wort Kunst in einem weiteren Bereich sehe.

Es gebe auch Gedichte, die auf ihre Art einen religiösen Sinn haben, bei Pindar zum Beispiel, wenn er Sport und Götter besinge, bei Goethe, der in einem Gedicht wie «Selige Sehnsucht» Eros und Religion vereinige, ferner bei Hölderlin und dem fast schon vergessenen Trakl.

Nun, ich finde, das alles hätte er auch der Gesellschaft an jenem Abend sagen können. Nein, fand er, ein Wort wie «religiös» mache alle geheimnisvollen Katzen und Sphinxen grau, und also spreche man am Besten dieses Allerweltswort nicht aus. Er glaube, er habe mit der Formel «Das Gedicht als Meditation» mehr aussäen können. «Nun gut», sagte ich, «wie du meinst». Das aber reizte ihn offenbar, sich mir doch näher zu erklären. Er sagte: «Was mich eines Tages erschüttert hat ...» Daraufhin schwieg er einen kurzen Augenblick. Und ich wiederholte für ihn: «Was dich eines Tages erschüttert hat, war ...» Da kam er heraus mit der Sprache und sagte: «Was mich erschüttert, nun ja. Es gibt offenbar einen Gott, der zu uns spricht. Der das Wort ist.»

«Und?» fragte ich ihn.

«Eben», sagte er und ließ mich stehen.

Vorwort des Autors zu seinem Gedichtband, der 2003 im Johannes Verlag Einsiedeln erscheinen wird: Herbert Meier, Gesammelte Gedichte. Mit einem Essay von Alois M. Haas.